

PETER P. KLASSEN

Die schwarzen Reiter – Geschichten zur Geschichte eines Glaubensprinzips

In den *Mennonitischen Geschichtsblättern* 2003 erschien eine eingehende Besprechung meines 1999 erschienen Buches *Die schwarzen Reiter – Geschichten zur Geschichte eines Glaubensprinzips* von Christoph Wiebe. Sie nahm in gewissem Sinn die Diskussion wieder auf, die nach dem Erscheinen des Buches ausgelöst wurde.

Damals hatte die *Brücke*, die Zeitschrift der Mennoniten in Deutschland, viel Raum für gegensätzliche Meinungen zur Verfügung gestellt, ein Zeichen wohl dafür, daß die Thematik des Buches aktuell ist. Vielleicht habe ich mit »Geschichten zur Geschichte« überhaupt eine neue Gattung der Geschichtsschreibung für die Mennoniten erschlossen. Der Leser soll Geschichte wie Geschichten lesen können, und die Geschichten sollen wahr sein, wie Geschichte, dafür wollte ich eintreten.

Das gerade wollten die *Mennonitischen Geschichtsblätter* nun genau wissen. »Berichten Sie einmal aus Ihrer Werkstatt«, bat man mich in der Korrespondenz, die wir aus Anlaß der Buchbesprechung führten. Ich gehe gern darauf ein. Hier ein Blick in die Mappen, die meine Arbeit an den sieben Geschichten des Buches dokumentieren:

DIE ÄLTESTEN IN PREUSSEN Auf das Thema für diese Geschichte brachte mich das Drama *Der Menonit* von Ernst v. Wildenbruch. Zur Zeit der Freiheitskriege gegen Napoleon und dann auch während der Einigungskriege unter Bismarck hatten sich die Ältesten der Mennonitengemeinden in Preußen noch leidenschaftlich für die Befreiung ihrer Gemeindeglieder vom Wehrdienst eingesetzt. Als aber 1888 das Drama Wildenbruchs in Berlin aufgeführt werden sollte, protestierten sie mit schriftlichen Eingaben dagegen. Der Hauptgrund für den Protest war, daß Wildenbruch die Mennoniten in dem Drama, dessen patriotischer Wert allgemein sehr hoch eingeschätzt wurde, als Vaterlandsverräter hinstelle, weil sie sich weigerten, am Freiheitskrieg teilzunehmen. So einen Vorwurf hätten sich die Ältesten 1815 noch ohne Widerspruch gefallen lassen. Als die Mennoniten im Wechsel-

gebiet fünfhundert Pferde für die Armee liefern mußten, schrien die Zuschauer: »Eure Pferde für unser Blut!« Der Älteste Donner konstatierte das gelassen.

Über den Hintergrund des Dramas berichten das *Mennonitische Lexikon* und auch Peter M. Friesen in seiner Geschichte der Mennoniten in Rußland. Es ging dabei um David von Riesen aus der Gemeinde Elbing-Ellerwald. Er war Freiheitskämpfer in der Schlacht von Waterloo gewesen und nach der Rückkehr von seiner Gemeinde wegen der Beteiligung am Krieg ausgeschlossen worden. Der Ausgeschlossene klagte in Berlin vor Gericht, doch der Gemeinde wurde Recht gegeben. Wildenbruch hatte die Akten über das Gerichtsverfahren in Berlin entdeckt und sie zu dem Drama verarbeitet.

Über die Zeit vor diesem Einspruch der mennonitischen Ältesten in Preußen gegen Wildenbruchs Drama, der sich im Ersten Weltkrieg dann noch einmal wiederholte, ist in einigen zeitgenössischen Selbstdarstellungen nachzulesen. Es war ein zäher Kampf um die Befreiung vom Wehrdienst.

Die Selbstbiographie des Ältesten Johann Donner aus Orlofferfelde steht im *Christlichen Gemeindekalender* von 1932 auf Seite 71 ff. Donner und andere führten von 1806 bis 1815 einen hingebungsvollen, mutigen und erfolgreichen Kampf für ihre Gemeindeglieder um die Befreiung vom Wehrdienst, als die vaterländischen Wellen in Preußen im Kampf gegen Napoleon hoch gingen.

Über den Einsatz der Ältesten nach 1867, als die allgemeine Wehrpflicht im Norddeutschen Bund eingeführt werden sollte, berichtet L. Stobbe in seinem Büchlein *Montau – Gruppe, ein Gedenkblatt an die Besiedelung der Schwetz-Neuenburger Niederung durch holländische Mennoniten im Jahre 1586*, erschienen 1918. Er beschreibt eingehend, wie die Ältesten Audienz bei den höchsten Regierungsstellen suchten und fanden. Sie erreichten schließlich in der Kabinettsorder von 1868 eine Konzession, nach der der einzelne in freier Entscheidung einen Ersatzdienst an Stelle des Dienstes mit der Waffe leisten durfte.

Stobbe berichtet auch, wie bereits damals ein Riß durch die Gemeinden in Preußen ging. Viele Gemeindeglieder waren bereit, lieber den vollen Militärdienst zu leisten, um gleichwertige Staatsbürger zu sein, und am Krieg 1870/71 nahmen bereits viele Mennoniten mit der Waffe teil.

Für die Zeit des Ersten Weltkrieges und danach ist der *Christliche Gemeindekalender* ebenfalls eine ausgezeichnete zeitgenössische Quelle. Die Ältesten in Ost und West und manche andere melden sich in den Jahrgängen von 1915 bis 1919 immer wieder zu Wort, und alle bringen ihre innere Anteilnahme an dem Zeitgeschehen und ihre Befürwortung der Beteiligung am

Krieg zum Ausdruck. In jedem Jahr erscheinen die Listen der Gefallenen aus den Gemeinden mit Bild und Lebenslauf, betrauert und verehrt.

Nach dem Friedensschluß von Versailles führen die verschiedenen Autoren in dem Kalender die gleiche Sprache wie der national gesinnte Teil des deutschen Volkes. Man empfindet den Versailler Vertrag als Schmach. Vor allem die Gemeinden in Preußen fühlten sich durch die an Polen abgetretenen Gebiete und die Trennung der dortigen Mennonitengemeinden voneinander durch Staatsgrenzen schwer betroffen.

Eine Folge davon war die einstimmig anmutende Befürwortung der Politik Hitlers nach seinem Machtantritt. Auch dafür gibt der Gemeindekalender die besten Belege, dann aber auch die *Mennonitischen Blätter* der Jahre 1937 und 1938.

Diese patriotischen Tendenzen lassen sich auch im Zweiten Weltkrieg in den genannten Publikationen weiter verfolgen, so lange, wie deren Herausgabe möglich war. Die Autoren befürworteten jeden Feldzug als eine notwendige Maßnahme der Regierung zur Korrektur des Versailler Vertrages.

Über den selbstkritischen Rückblick der mennonitischen Ältesten nach der Katastrophe auf ihr Verhalten während des Dritten Reiches gibt das Buch *Mennoniten im Dritten Reich – Dokumentation und Deutung* von Dieter Götz Lichdi, erschienen 1977, ausführlich Auskunft.

DIE SCHWARZEN REITER Für diese Titelgeschichte des Buches lag die Selbstbiographie eines Predigers in der Kolonie Fernheim, Paraguay, vor, die er für seine Kinder geschrieben hatte. Ein junger Mann in der Mennonitenkolonie an der Molotschna in der Ukraine, geboren 1898, ist 1918, als die Wirren der Revolution und des Bürgerkrieges alle bis dahin so sorgfältig gepflegten Glaubensprinzipien über den Haufen zu werfen schienen und die gepflegten Dörfer zerstört wurden, gerade in einem Alter, wo ihn der Strudel der Zeit mitreißt, ohne daß er um seine Einwilligung gefragt wird.

Ich sprach die Verarbeitung dieses eindrucksvollen und auf weiten Strecken für die Mennonitengeschichte in Rußland so bezeichnenden Materials mit den Verwandten ab. Es bestanden zwei Möglichkeiten der Darstellung. Man könnte die Vorgänge einfach nur nachzeichnen, wobei dann Namen, Ereignisse und die Aufeinanderfolge unverändert bleiben müßten, oder die Geschichte könnte frei auf dem historischen Hintergrund der Zeit gestaltet werden.

Die Verwandten entschieden sich für die zweite Option, und das war mir gerade recht. So konnte ich in die Lebensgeschichte des Hermann Nickel, wie der junge Mann nun hieß, auch die dramatischen Vorgänge und die ganze Problematik des Konfliktes, in die die mennonitischen Kolonien und Ge-

meinden in den Jahren von 1917 bis etwa 1921 gerieten, in freier Gestaltung mit einflechten.

Für den Ablauf dieser Ereignisse im Süden Rußlands liegt genügend einschlägige Literatur vor. Einen zeitgenössischen Überblick bietet das Büchlein *Die Mennoniten-Gemeinden in Rußland während der Kriegs- und Revolutionsjahre 1914 bis 1920*, erschienen 1921 in Heilbronn am Neckar, unmittelbar nach der Katastrophe. Ein späteres, sehr zuverlässiges Buch ist *Ein Vaterland verloren* von John B. Toews, erschienen 1971 in Winnipeg.

Daß man mit der Fiktion manchmal auch in Schwierigkeiten kommen kann, erfuhr ich noch vor der Herausgabe des Buches. Der einzige Name, den ich in der Geschichte nicht geändert hatte, war der des Ältesten Gerhard Plett. Als ich das Manuskript Dr. Gerhard Hildebrandt und seiner Frau Julia zur Beurteilung schickte, waren sie besonders von der Darstellung des Ältesten Plett beeindruckt, weil der, was ich nicht wußte, Gerhard Hildebrandts Großvater war. Nur – so der Hinweis – der war nicht auf der sogenannten »Märtyrersynode« von 1925 in Moskau gewesen, wie ich geschrieben hatte. Ich wollte den Ältesten aber doch gern dort haben, weil diese Konferenz so bezeichnend für die Haltung der Mennoniten nach der Katastrophe war. So änderte ich schweren Herzens auch diesen Namen. Den Hildebrandts tat das nachher leid. Sie hätten den Namen doch lieber stehen gelassen, auch bei der kleinen Fehlinformation. Aber da war es zu spät. Das Buch war schon im Druck.

DIE TEREK-SAGA Diese kleinen grauen Broschüren vom Echo-Verlag in Kanada, herausgegeben von Arnold Dyck, sind schon fast vergessen. Sie sollten die Kolonisation der Mennoniten in Rußland bis zur bolschewistischen Revolution dokumentieren, und sie berichten authentisch über die meisten Kolonien. Ein Büchlein heißt *Die Tereker Ansiedlung* von C. P. Toews, erschienen 1945.

Diese Kolonie am Flüßchen Terek zwischen dem Kaspischen Meer und dem Kaukasus hat nur von 1901 bis um 1918 bestanden. Sie war eine der Notlösungen für den Bevölkerungsüberschuß in den so genannten Mutterkolonien in der Ukraine. Was hier in den wenigen Jahren vor dem Ersten Weltkrieg geschah, ist wirklich eine Saga, und ich habe versucht, die weitgehend unbekannten Ereignisse in einer Geschichte nachzuvollziehen.

Für den Ablauf der Vorgänge brauchte ich wieder eine fiktive Person, und das war Abram Penner aus Hierschau an der Molotschna. Auch hier nahm es wieder jemand genau. Ich erhielt einen Brief von einem Unbekannten aus Kanada. Er komme aus Hierschau, habe die Geschichte des Dorfes geschrieben, und dort habe es keinen Abram Penner gegeben. Doch er habe volles

Verständnis. Solche Geschichten brauchten eben fiktive Personen, und Abram Penners dieser Art hätte es überall gegeben. Es täte der Geschichte keinen Abbruch, schrieb er.

Was vor dem Auszug nach dem weit entfernten Terek geschah und was der Grund für das Unternehmen war, das ist ein Stück Kultur- und Sozialgeschichte der Mennoniten in Rußland. Es war das Landlosenproblem und die Not der armen Leute in den Kolonien, Anwohner genannt, die zu diesem Aufbruch trieben. Als Beleg für diese Darstellung dienten mir die sehr interessanten kulturgeschichtlichen Intermezzos in dem Geschichtswerk von Peter M. Friesen *Geschichte der Alt-Evangelischen Mennoniten Bruderschaft in Rußland*, Halbstadt, 1911. Die soziale Not der Gemeinschaft und die Leiden einzelner sind da dokumentiert.

Der Ablauf der eigentlichen Geschichte, der mühsame Aufbau einer Siedlung in einem zunächst unwirtlich scheinenden Gebiet inmitten anderer Völkerschaften und dann der vergebliche Versuch, sie vor der sinnlosen Zerstörung zu schützen, folgt getreu den Ausführungen von C. P. Toews. Der Staat, »das Schwert« nach der Formulierung des Apostels Paulus, der den Schutz für »die Guten« bieten sollte, versagte, und die Selbsthilfe war zu schwach. Tod, Zerstörung und Flucht waren die Folgen.

DER FAHNENEID Ich fuhr mit einem Kollegen aus der Kolonie Volendam zu einer Lehrertagung. Die Volendamer und Neuländer kamen erst 1947/48 nach Paraguay. Sie haben in der Sowjetunion alles erdulden müssen, die Kollektivierung, die Repressalien, den Krieg und die Flucht.

Wir sprachen über die Zeit der deutschen Besatzung im Zweiten Weltkrieg und darüber, daß auch die mennonitische Jungmannschaft, so weit sie übriggeblieben war, in die Wehrmacht und die SS eingezogen wurde. »Nicht alle machten mit«, sagte mein Kollege. »Ich habe einen Vetter, der lehnte es ab, Soldat zu werden.« Er habe eine Selbstbiographie von ihm. Die könne er mir zustellen.

Der Fall interessierte mich. Wir sprachen weiter, und dabei erzählte er, daß er als Knabe in seinem Geburtsdorf Felsenbach in der Kolonie Borsenko, wo auch sein Vetter wohnte, einer Erschießung von Zigeunern durch ein deutsches Kommando zugeschaut habe, versteckt hinter einer Hecke. Auch darüber stehe etwas in den Aufzeichnungen seines Vetters.

Ich erhielt alle Unterlagen, und daraus entstand dann die Geschichte »Der Fahneneid«. Die Hauptperson darin ist David Regier, der geänderte Name für den Verfasser der Selbstbiographie. Den genauen historischen Hintergrund jener für die Mennoniten in Rußland so dramatischen und verhängnisvollen Zeit hat Ingeborg Fleischhauer in ihrem Buch *Das Dritte Reich*

und die Deutschen in der Sowjetunion, Stuttgart 1983, beschrieben und dokumentiert. Da wird über die Vernichtung der Juden, über die Einrichtung des Selbstschutzes der Volksdeutschen und über die Einreihung der deutschstämmigen Jungmannschaft in die Waffen-SS berichtet.

Ein Freund in Deutschland, der mein Manuskript las, zweifelte den grauenhaften Vorgang der Erschießung Hunderter Zigeuner in Felsenbach an. So etwas müßte besser belegt werden. Doch da war gerade in den Nummern 1, 2, 26 und 27, 1999 in *Der Bote* in Kanada ein Augenzeugenbericht von Jakob Sawatzky erschienen, der den ganzen Vorgang, wie ich ihn von meinem Kollegen und aus der Selbstbiographie aufgenommen hatte, bestätigte.

Beinahe wäre ich durch übergroße Genauigkeit in den Geruch der Relativierung gekommen. Ich hatte geschrieben – getreu nach der Biographie – daß der Jude Jakob Stern (Name geändert) weinend zur Mutter von David Regier kam, schon in großer Angst vor der Verfolgung durch die Deutschen. Das sei die Strafe Gottes für sein Volk, sagte er, dafür, daß so viele Juden in führender Stellung unter Lenin und Stalin gewalttätig gegen andere geworden seien. Ein Professor in Kanada rügte diese Stelle. Was würden Juden denken, wenn sie so etwas lesen, schrieb er. Dabei bin ich gegen jede Zuweisung von Kollektivschuld, ob nun im Sinne von Goldhagens »Willigen Helfern« oder von Hohmanns »Tätervolk«, weil dadurch immer auch Unschuldige getroffen werden.

FAMILIE JANZEN UND DER WEHRDIENST IN BRASILIEN Ich habe in den Jahren von 1993 bis 1997 an der Geschichte der Mennoniten in Brasilien gearbeitet. Es sind dann 1995 und 1998 zwei Bände über *Die rußlanddeutschen Mennoniten in Brasilien* erschienen. In dieser Zeit standen mir alle Archive in den Kolonien Witmarsum in Paraná, Colonia Nova in Rio Grande do Sul und in Curitiba offen.

Ein besonderes Interessengebiet bei der Arbeit war für mich auch der Vergleich zwischen den Mennoniten in Brasilien und Paraguay. Sie alle hatten 1929 in Deutschland Asyl gefunden, nachdem sie aus der Sowjetunion flüchten konnten. Es war eine zusammengewürfelte Gruppe. Sie kamen aus den verschiedenen Mennonitenkolonien und Gemeinden im weiten Rußland. Alle wollten nach Kanada, ihrem eigentlichen Wunschziel nach der Flucht. Doch der Einreisebeschränkung wegen war das für die meisten nicht möglich. So mußten sie zwischen den beiden südamerikanischen Ländern Brasilien und Paraguay, die für die Einreise offen standen, wählen.

Der Historiker J. W. Fretz hat diese freie Wahl in seinem Buch *Pilgrims in Paraguay*, Scottsdale 1953, später als einen Ausleseprozeß bezeichnet. Paraguay hatte den Mennoniten aus Kanada bereits 1921 ein Privilegium der Be-

freierung vom Wehrdienst zugesichert, das auch jetzt noch galt. Brasilien dagegen lehnte 1930 aber jede Konzession in dieser Beziehung ab. Die Mennoniten, die sich im Flüchtlingslager in Mölln für Brasilien meldeten, nahmen damit den potentiellen Wehrdienst für ihren Nachwuchs in Kauf. Die Auswanderer nach Paraguay entschieden sich gerade des Privilegiums wegen für dieses Land. Tatsächlich leisteten in Brasilien dann etwa ab 1950 alle jungen Männer der Mennoniten den Dienst mit der Waffe, obwohl die Gemeinden sich lange dagegen wehrten. Dies und mehr trug dann zu einer unterschiedlichen Entwicklung der Mennoniten in Brasilien und Paraguay bei. Aus diesen Kenntnissen entstand dann die Geschichte von Geraldo Janzen, wiederum eine fiktive Person. Neben all den Protokollen und der Korrespondenz, die in Brasilien etwa zwanzig Jahre nach der Einwanderung in dem Bestreben, die Wehrdienstbefreiung doch noch zu erreichen, geführt wurden, bot auch das Buch von Benjamin H. Unruh *Fügung und Führung im mennonitischen Hilfswerk 1920–1933*, Karlsruhe 1955, eine gute historische Grundlage. Auch die Bücher *Mennoniten in Brasilien*, Witmarsum 1980, von Peter Pauls und *Gemeinde unter dem Kreuz des Südens*, 1980, von Willy Janz und Gerhard Ratzlaff lieferten viele Belege.

WER MENSCHENBLUT VERGIESST ... Zwei Morde in der Kolonie Volendam, 1949 und 1952, erschreckten die mennonitische Welt in Paraguay. Sie standen in engem Zusammenhang miteinander. Einer war aus dem andern erfolgt, so daß man von einem Doppelmord sprechen konnte.

Das *Mennoblatt*, die Zeitschrift der Kolonie Fernheim, berichtete darüber in zurückhaltender Form, denn ein Mord an Mennoniten von Mennoniten war in Paraguay ungewöhnlich und auch peinlich. Wie wird eine nach Ordnung, Sauberkeit und Makellosigkeit strebende mennonitische Gemeinschaft mit so einem Einbruch fertig und vor allem, wie werden die andern darüber denken? Wie verkraftet das eine Glaubensgemeinde, die, jedenfalls ursprünglich, nach der Lehre der Apostel und Menno Simons' »ohne Flecken und Runzel« sein sollte?

»Wenn es doch nicht unsere Leute gewesen wären«, schrieb der Oberschulze der Kolonie sorgenvoll an das Mennonitische Zentralkomitee. Wenn es doch Auswärtige gewesen wären, so wohl der geheime Wunsch.

Das alles war der Anlaß für die Geschichte. Die Tat war längst verjährt, und ich konnte den Stoff ungehindert mit Namensnennung verarbeiten. Freunde in Volendam waren gern bereit, mir sämtliche Unterlagen zuzuschicken. So hatte ich eine ansehnliche Mappe mit allen Protokollen und Briefen aus jener Zeit zur Verfügung.

Der Mörder und Ermordete Kurt Kehler war einer Untersuchung wert. Ein

Mensch, hier ein Mennonit, wird im Strudel der Zeit, wenn die Schranken fallen, ein Opfer seiner eigenen Triebhaftigkeit und der Umstände, die sich ihm bieten. Er hieß in seinem mennonitischen Heimatdorf in Rußland Isaak. Unter der deutschen Besatzung während des Krieges hatte er seinen jüdischen Vornamen in Kurt umgewandelt. In Volendam nannte er sich dann Freiherr Kurt von Kehler. Dieser Wandlungsfähigkeit entsprach wahrscheinlich auch sein Charakter. Unter der kommunistischen Herrschaft hatte er einen hohen Posten, und unter der deutschen Besatzung erhielt er ebenfalls sofort eine führende Stellung in der Gendarmerie. Das alles geht aus den Protokollen und der Korrespondenz hervor. Daß er auch das Massaker an den Zigeunern in Felsenbach befehligt hatte, wie er sich in Volendam brüstete, ließ sich leider nicht nachweisen.

DIE CHAMACOCOS Die Geschichte von dem Überfall der Indianer auf ein Einzelgehöft in der Nähe der Kolonie Fernheim im Chaco im Jahr 1947 ist ein Erlebnisbericht. Bernhard, die Hauptperson, bin ich selber.

Die Vorgänge, die die ganze Koloniegemeinschaft erschütterten und in Alarmzustand versetzten, sind mir gut in Erinnerung geblieben, denn mit meinen einundzwanzig Jahren erfaßte ich die Problematik, die sich aus dem Vorfall ergab, voll und ganz. Die Angst der Siedler vor weiteren Überfällen, die Verantwortung der Kolonieverwaltung für die Siedler und die Tatenlosigkeit des zuständigen Militärs hatten eine Konfliktsituation geschaffen, aus der eine mennonitische Gemeinschaft kaum heil hervorgehen konnte. Der Oberschulze mußte Entscheidungen treffen und handeln.

Hinzu kam, daß die Frage der Wehrlosigkeit und des vom Staat gewährten Privilegiums zur Wehrdienstbefreiung in der Gemeinschaft der Kolonie und in den Gemeinden gerade sehr lebhaft diskutiert worden war. Während des Zweiten Weltkrieges hatten die Wellen der Propaganda des Dritten Reiches, an alle Auslandsdeutschen gerichtet, auch die Siedlung im fernen Chaco erreicht. Die Siedlungsnot war noch groß, und viele wollten gern zurück nach Deutschland. Sie nahmen die Tatsache in Kauf, dort Soldaten werden zu müssen, wie auch die deutschen Mennoniten dort. Deutsche Wehrhaftigkeit und mennonitische Wehrlosigkeit hatten in heftiger Konfrontation Gesinnungsgruppen geschaffen. Die Spannung hatte sich dann nach dem Ende des Krieges langsam von selber gelöst, denn die Devise »Heim ins Reich«, die viele Siedler vereinnahmt hatte, war gegenstandslos geworden.

Doch nun kam die Bedrohung und Herausforderung von einer ganz andern Seite, und die Stellungnahme wurde von den Umständen diktiert. Die Not und die Angst vor weiteren Überfällen fegten Ideologien, Lehren und auch die eben erst überwundene Auseinandersetzung um die Wehrlosigkeit über-

raschend schnell über Bord, und die Dörfer richteten einen bewaffneten Wachdienst ein.

Es war ein Thema, das mich nun nach fünfzig Jahren wieder bewegte. Außer meinen Erinnerungen standen mir auch Protokolle der Kolonieverwaltung und von Siedlerversammlungen zur Verfügung, wo die brennenden Fragen verhandelt und entschieden wurden. Auch im *Mennoblatt* standen Berichte. Ich betrachtete die Geschichte als eine Form der Vergangenheitsbewältigung, wenn auch nicht als eine Antwort auf alle Fragen, die sie stellt.

NACHBEMERKUNG Gelegentlich ist vermerkt worden, daß man nach der Lektüre meines Buches nicht wisse, wie der Autor selber zur Wehrlosigkeit stehe, ob er dafür oder dagegen sei. Nun, ich habe dem Leser Tatsachen erzählt. Abgesehen davon, daß ich keine Predigt halten wollte, war meine Absicht, ihn selber zu Stellungnahme und Urteil kommen zu lassen. Doch um meine Meinung befragt, würde ich so antworten: Ich wünsche mir, daß ich die Kraft hätte, nach der Lehre Jesu auch die andere Backe zu bieten, wenn mir jemand einen Streich auf die rechte gibt, die physische und die geistige Backe, oder den Mantel zu geben, wenn der Rock genommen wird.

Schwieriger würde für mich die Frage, wenn ich Verantwortung für andere tragen müßte, für den Nächsten oder gar für eine Gruppe oder für eine Gemeinschaft, wenn ich gezwungen wäre, in Bedrängnis Entscheidungen und Maßnahmen zu treffen. Alle anderen Fragen, die des Wehrdienstes oder der Befreiung davon, werden meist durch Gesetze geregelt, die dem einzelnen viel an persönlicher Entscheidung abnehmen, wie die Erfahrung lehrt.